

Der **Wedekind-Preis für deutsche Geschichte 2010** wurde **Herrn Folker Reichert**, Stuttgart, für seine Monographie „Gelehrtes Leben. Karl Hampe, das Mittelalter und die Geschichte der Deutschen“ verliehen.

**„Die Wissenschaft ist ein großes Feuer“  
Karl Hampes Mittelalter in Monarchie, Republik  
und Diktatur**

FOLKER REICHERT

„Die Wissenschaft ist ein großes Feuer“ – mit diesen etwas altklugen Worten ist die Rede überschrieben, die der 19-jährige Karl Hampe im März 1888 bei der Abiturfeier am Bremer Gymnasium halten durfte. Denn er war immer der Klassenprimus gewesen und hatte soeben ein makellostes Abschlusszeugnis erhalten: Notendurchschnitt 1.0, nur in „sittlicher Führung“, also Betragen, ein „gut“. Ein Klassenkamerad hatte ihm schon früher in seine Schulbank geritzt: „O Hampe, Hampe, Hampe, der Wissenschaft Leuchte und Licht, du bist wie eine Lampe, nur explodierst du nicht“. Man durfte also Großes von ihm erhoffen, und er enttäuschte die Erwartungen seiner Lehrer und Mitschüler nicht. Sein Berufsleben gestaltete sich über die Maßen erfolgreich. Rufe an andere Universitäten, Mitgliedschaften in gelehrten Gesellschaften sowie hohe Ämter in der akademischen Selbstverwaltung sprechen für sich. Ein frühes Angebot, sich in Göttingen zu habilitieren, schlug er allerdings aus, aus welchen Gründen auch immer. Seine Publikationen erreichten nicht nur die Fachkreise, sondern auch das breite Publikum und sicherten ihm ein überragendes Ansehen. Seine Schüler nahmen wichtige Lehrstühle, z. B. in Göttingen, ein. Wahrscheinlich war er seinerzeit der bekannteste deutsche Mediävist.



Folker Reichert, Professor für Mittlere Geschichte am Historischen Institut der Universität Stuttgart, Träger des Wedekind-Preises für deutsche Geschichte 2010

Karl Hampe entstammte einer Familie, die sich bis zur „kleinen Stadtmühle“ in Göttingen zurückverfolgen lässt, dann aber in kontinuierlichem Aufstieg in die vermögenden Schichten des Bremer Bürgertums hineinwuchs. Er selbst wurde im zweiten Kaiserreich sozialisiert. Wilhelm II. stand er zwar skeptisch gegenüber, aber den Altkanzler Bismarck verehrte er glühend, und die scheinbare Blüte des wilhelminischen „Machtstaats“ erfüllte ihn immer mit Stolz. Nicht zuletzt die Erfolge der Wissenschaften gaben ihm Anlass, voller Optimismus in die Zukunft zu schauen. Mit der Edition mittelalterlicher Geschichtsquellen und mit hochgemuten Darstellungen zur älteren deutschen Geschichte glaubte er, dazu seinen Beitrag leisten zu können. Die *Monumenta Germaniae Historica*, das Herzstück der mediävistischen Quellenforschung, betrachtete er als ein nationales Unternehmen, das mittelalterliche Reich als den Vorläufer des Hohenzollernreichs und dieses als das Ziel der deutschen Geschichte. Dies glaubte er mit den Mitteln einer objektiven Geschichtswissenschaft erweisen zu können. Denn wie fast alle seine Berufskollegen sah er sich in der Nachfolge Leopold von Ranke und erhob den Anspruch, mit den Methoden einer streng quellenorientierten Geschichtsforschung objektive Wahrheiten ans Licht bringen zu können. Der Zuspruch des Publikums war dafür keineswegs nötig. Die Sekurität des Kaiserreichs ermöglichte einen Wissenschaftsbetrieb, der weitgehend sich selbst genügte.

Herausgefordert sah sich Hampe durch den Ersten Weltkrieg. Da nämlich war das Mittelalter nicht mehr gefragt, kein Beitrag zur Gegenwart schien möglich. Hampe suchte seinen Platz in der „Volksgemeinschaft“ (kein Begriff, den die Nazis erfunden haben), und er fand ihn nach einigem Hin und Her in der Behandlung der sogenannten belgischen Frage vom Standpunkt der Wissenschaft aus. Damit stand er keineswegs alleine. Zahlreiche deutsche Professoren versuchten sich auf diesem Gebiet und buhlten geradezu um die Gunst von Politik, Militär und Öffentlichkeit. Aber dank günstiger persönlicher Umstände (sein Bremer Schulfreund Hermann Schumacher ebnete die Wege), durch frühe Netzwerke also, aber auch durch seine abgeklärte, objektiv wirkende Sprache und Diktion konnte Hampe sich durchsetzen und galt bis zum Ende des Krieges als bedeutender Belgienexperte. Dass er insgesamt nur wenige Wochen in Belgien war, hat so gut wie niemanden gestört – weder die Leser noch die Auftraggeber, schon gar nicht ihn selbst. Einem deutschen Professor durfte man zutrauen, auch ohne intime örtliche Kenntnisse einen privilegierten Zugang zur Wahrheit zu besitzen.

Vier Jahre lang hat Hampe fast nur über neuere, vor allem belgische Geschichte publiziert. Später bereute er die Ausflüge in ein ihm von Haus aus

fremdes Gebiet, da sie nicht wissenschaftlich waren, sondern ans Journalistische grenzten. Immerhin hatte er erfahren, dass seine Art zu schreiben in der Öffentlichkeit ankam und sich seine wissenschaftliche Tätigkeit nicht auf die Rekonstruktion von Texten und Tatsachen beschränken musste. In seinem Kriegstagebuch, das er in täglichen Einträgen zwischen 1914 und 1919 verfasste, können wir nicht nur den Niedergang des Kaiserreichs und der bürgerlichen Welt verfolgen, sondern auch die Konsequenzen, die sich für Universität und Wissenschaft ergaben. Sein Heidelberger Kollege und Nachbar Hermann Oncken brachte die Situation nach den Geschehnissen von 1918/19 auf den Begriff: „Wir müssen in manchen Punkten ganz andere werden“.

Auch Karl Hampe trug den Gegebenheiten Rechnung und sah sich nach neuen Orientierungen um, politisch, ästhetisch und auch bei seiner wissenschaftlichen Arbeit. Zwar empfand er – wie sich einer seiner Kollegen ausdrückte – die Monarchie nach wie vor als „das schönere System“ (Richard Thoma), aber die Republik wurde auch von ihm als politische Notwendigkeit erkannt. Wie sein Freund Friedrich Meinecke wandelte er sich vom „Herzensmonarchisten“ zum „Vernunftrepublikaner“, zum verfassungstreuen Anhänger der Weimarer Republik. An seiner Vorliebe für Klassik, Romantik und poetischen Realismus hielt er zwar fest, aber er war durchaus bereit, sich in die neuen Richtungen in Kunst und Literatur hineinzudenken. Schließlich ergaben sich auch in wissenschaftlicher Hinsicht ganz neue Perspektiven: Hampe wandte sich völlig von der Einzel- und Tatsachenforschung ab und unterzog die „Jahrbücher der Deutschen Geschichte“, ein Monument des mediävistischen Positivismus, einer Fundamentalkritik, von der diese sich nicht mehr erholen sollten. Auch an der Arbeit für die *Monumenta Germaniae Historica* fand er keinen rechten Gefallen mehr. Um so entschiedener wandte er sich dem allgemeinen Publikum zu, dem er in einer Zeit des Niedergangs das heroische Beispiel der Vergangenheit vor Augen stellen wollte. Ich zitiere aus einem Verlagsprospekt: „Mittelalterliche Kaiserherrlichkeit! Mit welcher Sehnsucht blickten unsere Vorfahren in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf sie zurück. [...] Auch wir, die wir in der Außenpolitik jede Geltung als Weltmacht verloren haben, versenken uns wieder gern in jene Jahrhunderte, in denen Deutschland stark und mächtig war, und erinnern uns stärker als in den Tagen des Glanzes jener kühnen und kraftvollen Herrschergestalten“. Mit solchen Worten wurden Hampes Bücher beworben. Die Nachkriegszeit wurde also als eine Zeit der Krise und der Machtlosigkeit beurteilt, der Blick auf die glanzvolle Vergangenheit sollte als Gegenmittel gegen den Ekel vor einer elenden Gegenwart dienen. Die Erinnerung an

mittelalterliche Herrschergestalten wie Otto den Großen, Friedrich Barbarossa, Heinrich den Löwen oder auch Karl IV. sollte das nationale Bewusstsein der Deutschen wieder stärken – „gerade in unkaiserlicher Zeit“. Die Floskel stammt von Ernst Kantorowicz und stand dessen Buch über Friedrich II. voran. Sie hätte aber auch von Karl Hampe kommen können. Denn politisch und weltanschaulich waren sie nicht so weit auseinander, wie man angesichts Kantorowicz' Zugehörigkeit zum George-Kreis meinen könnte. Die Republik brauchte Kaisergeschichten. Da war man sich einig.

Am 3. Februar 1933, 4 Tage nach der Machtergreifung, wurde Karl Hampe 64 Jahre alt. Er stellte sich die Frage, ob er wie seine Freunde Alfred Weber oder Gerhard Anschütz in den Ruhestand eintreten oder ob er sich noch einmal, wie 1918/19, völlig umorientieren sollte. Hampe hat Letzteres versucht. Er beobachtete aufmerksam die Geschehnisse in Heidelberg, in Baden wie im ganzen Reich und in Europa, und er versuchte, sich durch die Lektüre der völkischen Literatur, Geschichtsschreibung und Rassenkunde über die aktuellen Tendenzen in Politik und „Wissenschaft“ zu informieren. Drei Geschehnisse führten dazu, dass er sich schließlich doch für den Ruhestand entschied:

- eine Hausdurchsuchung bei seinem jüdischen Freund und Nachbarn Albert Fraenkel,
- der Freitod eines jungen Rechtsanwalts aus einer befreundeten jüdischen Familie (Hans Bettmann mit Namen),
- die Einsicht, dass er ausschließlich Unsinn lesen musste, wenn er sich ideologisch und (pseudo-)wissenschaftlich auf dem Laufenden halten wollte.

Zum Ende des Wintersemesters 1933/34 trat Hampe schließlich in den Ruhestand ein. Der Abschied fiel sehr formlos aus. Aber mit der berühmten Aufsatzsammlung „Karl der Große oder Charlemagne“ meldete er sich noch einmal zu Wort. Oft wurde sie in der Forschung zur Geschichte der Mediävistik behandelt, doch immer auf der Grundlage des publizierten Ergebnisses. Aber nur die unpublizierten Dokumente (vor allem Briefe) geben Aufschluss darüber, was die Autoren beabsichtigten, wer von ihnen welche Rolle übernahm und welche Sorgen sie umtrieben. Initiator und spiritus rector des ganzen Unternehmens war der junge Berliner Privatdozent Carl Erdmann. Hampe gab seinen Namen und sein Ansehen als bekanntester Mittelalterforscher der zwanziger Jahre. Er fand den Buchtitel und arbeitete eng mit Erdmann zusammen. Beider Ziel war es, Widerspruch gegen die völkische Geschichtsdeutung Alfred Rosenbergs und seiner Getreuen

einzuzeigen: Karl sei als artfremder, katholischer „Sachschlächter“ zu betrachten, die Sympathie einer neuen, einer „kämpfenden Wissenschaft“ müsse bei dem Germanen und Heiden Widukind liegen. Hampe dagegen wollte „das objektive Ziel der Wissenschaft gegen die andringenden Verfallstendenzen verteidigen“, also Geschichtswissenschaft gegen die Zumutungen einer parteilichen Weltanschauung in Schutz nehmen. Es ging bei all dem nicht um die Frage: Karl oder Charlemagne, Deutscher oder Franzose, das war nur Tarnung, um dem Buch einen nationalen Anstrich zu geben. Das Ganze war eine Art Verschwörung, und es war das einzige Mal, dass die deutsche Geschichtswissenschaft mit einer repräsentativen Auswahl ihrer Vertreter im Nationalsozialismus opponierte. Die acht Autoren wurden einmal sogar mit den Göttinger Sieben verglichen. Allerdings bekamen einige von ihnen zeitweilig kalte Füße und hätten, wie Carl Erdmann sich ausdrückte, mehr „Behutsamkeit“ vorgezogen.

Am Ende war das Unternehmen erfolgreich: Karl der Große wurde durch Hitler persönlich als bedeutender Herrscher der deutschen Geschichte „rehabilitiert“. Rosenberg musste sich in den nachfolgenden Auflagen des „Mythus des 20. Jahrhunderts“ zu entsprechenden Formulierungen bequemen. Wenig später starb Karl Hampe an den Folgen eines Fahrradunfalls. Noch einmal hatte er seinen Einfluss geltend gemacht, um die Standards seiner Wissenschaft gegen die Zumutungen einer ahistorischen und wissenschaftsfeindlichen Ideologie in Schutz zu nehmen. Man hat den deutschen Professor des 19. und des frühen 20. Jahrhunderts mit etwas Häme als „Mandarin“, als „Beamtengelehrten“, bezeichnet. Man mag das angemessen finden oder nicht. Aber immerhin bedeutet das Wort von seinem angloindischen Ursprung her so viel wie „Ratgeber“ oder „Minister“ und bringt so die Nähe der deutschen Universität zu Macht und Politik zum Ausdruck. Damit sind jedoch nicht nur Chancen, sondern immer auch Risiken verbunden. Hampes Erlebnisse im Ersten Weltkrieg kann man als Lehrstück auf die Verführbarkeit der Intellektuellen und deren Vereinnahmung für politische Zwecke verstehen. Auch der Einsatz für Volk und Volksgemeinschaft, wie er in den 1920er Jahren von den Historikern, insbesondere den Mediävisten, verlangt wurde, schien noch ein sinnvolles Ziel. Erst das Dritte Reich ging zu weit, als es nicht nur den Dienst an Volk, Nation und Gegenwart, sondern ein weit darüber hinausgehendes *sacrificium intellectus* verlangte. Karl Hampe hat die Wechselfälle der neueren deutschen Geschichte erlebt und als Historiker seine Rolle in ihnen gesucht. Gerhard Ritter hat ihn einmal als „durchschnittsprofessoral“ bezeichnet. Genau deshalb ist sein Leben interessant. Es steht für die Erfahrungen deutscher Professoren in Monarchie, Republik und Diktatur.

Es war ein Leben in relativ stabilen Traditionen unter extrem wechselnden Rahmenbedingungen. Daraus ergaben sich Konstellationen und Konflikte, die Hampes Biographie als exemplarisch für ein halbes Jahrhundert deutscher Geschichte erscheinen lassen.

### *Literatur*

Folker Reichert: Gelehrtes Leben. Karl Hampe, das Mittelalter und die Geschichte der Deutschen (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 79), Göttingen 2009.

Karl Hampe, Kriegstagebuch 1914–1919, hg. von Folker Reichert und Eike Wolgast (Deutsche Geschichtsquellen des 19. und 20. Jahrhunderts, Bd. 63), München 2004, 2. Aufl. 2007.